

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 81.

Berlin, Freitag den 7. Juli

1843.

Algier.

Algierische Charaktere.

Der Berbern-Hauptling Si-Zerdub.

Die jüngste Expedition des Generals Baraguay-d'Hilliers hat die Franzosen von einem berücktigten Feinde befreit, der seit zwei Jahren die Provinz Konstantine beunruhigte, dem Zanatiker Si-Zerdub, einem Kabylischen Marabut, der eine ähnliche Bedeutung in der Berberischen Nationalität zu gewinnen suchte, wie sie Abd-el-Kader für die Arabische erlangt hat. So himärisch dieser Plan war, so verfolgte er ihn doch mit einer Energie und einem Haffe, welcher den Generalen der Provinz viel zu schaffen machte. Er durchstreifte fortwährend den Küstenstrich, predigte überall den heiligen Krieg und wiegelte durch seine feurige Beredsamkeit die Stämme auf, die ihn als einen von Gott inspirirten Redner verehrten und als Krieger bewunderten. Im vorigen Jahre hatte er sie, sechstausend an Zahl, zum Angriff des Lagers von El-Kreuch geführt. Mit einem Wort, Zerdub war die Seele aller Verschwörungen und Aufstände in der Provinz Konstantine; er beunruhigte die Straßen und führte seine exaltirten Landsleute selbst unter die Mauern der Französischen Städte, bis sein Tod die Hoffnungen der Rebellen zerstörte und den Communicationen zwischen Bona, Philippeville, Boudschia und der Hauptstadt der Provinz die Sicherheit wiedergab.

Si-Zerdub gehörte einer Fraktion des Stammes der Ued-Dschebara an, über welchen die alte Familie der Beguns die Oberherrlichkeit hatte. Er wohnte vor der Französischen Occupation in Konstantine, wo er auch nachher noch einige Jahre blieb. Zerdub war Thaleb, d. h. Vorleser, in der Moschee Sidi-el-Chaïs und schien als solcher ganz allein dem Gebet und dem Studium zu leben: er erklärte sich laut für einen Anhänger des Friedens und verläumte keine Gelegenheit, dem Gouverneur, General Galbois, seine Unterwürfigkeit zu versichern. Auch mit dem General Guingret, Kommandanten von Bona, stand er auf dem besten Fuße; er vergaß nicht, ihn zu besuchen und seinen Kaffee mit ihm zu trinken, so oft derselbe in die Stadt kam. Es ist möglich, daß er es damals noch mit Frankreich gut meinte; aber wahrscheinlicher ist es, daß er nur die günstige Stunde abwartete und dabei seine geheimen Neigungen und Pläne mit jener geschickten Verstellung zu verbergen wußte, welche ein Hauptzug seiner Race ist.

Als der Augenblick zu handeln gekommen war, verließ Zerdub Konstantine und begab sich mit seiner Familie zu dem Stamm der Beni-M'hamed, dessen Scheich er war und welcher nicht weit von der Küste die unbezwinglichsten Spitzen des Cough-Gebirges bewohnt. Der vorher überlegte und mit kaltem Blut ausgeführte Mord eines Französischen Offiziers, des Herrn Alleaume, war die That, mit welcher er die Fahne des Aufstandes erhob und sich zugleich von vorn herein jeden Weg zur Versöhnung mit den Franzosen abschchnitt.

Der damalige Kaïd des Cough-Bezirks, Namens Kermisch, der Hauptling eines Stammes jener Gegend, war ein Mann, der den Franzosen mehrere Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben. Ein gefürchteter Räuber des Distrikts, Bel-Arbi, verbreitete Schrecken in der Ebene von Bona und ermordete des Nachts die Französischen Schildwachen an den Thoren der Stadt. Kermisch tödtete ihn und erhielt für diesen ausgezeichneten Dienst das Kommando des Gebirges. Diese Erhebung zog ihm eine Menge Feindschaften zu. Er wurde bei dem Kommandanten von Bona der Erpressungen angeklagt, und diese Anklage war nicht ungegründet; aber welchem eingeborenen Beamten kann man nicht dergleichen ungerechte Gelderhebungen vorwerfen? Gleichwohl wurden diese kleinen Sünden, die von seinen Feinden noch vergrößert wurden, der Grund seines Sturzes; der General Guingret, der die Sitten der Kabylon kannte, hatte sie ihm noch verziehen; sein Nachfolger aber, der General Lafontaine, ließ, als auch ihm diese Klagen vorgebracht wurden, eine Untersuchung über die Verwaltung des Kaïd anstellen. Zum Unglück wurde noch ein persönlicher Feind des Letzteren mit dieser Untersuchung beauftragt. Die, welche die Letztere veranlaßt hatten, begleiteten den Kommissar auf seiner Rundreise, und sobald sie sich einem bewohnten Ort näherten, schrien sie aus allen Kräften, daß „Jeder, der sich über den Kaïd zu beklagen habe, seine Beschwerden vortragen möge; es solle ihm Gerechtigkeit widerfahren und Ersatz geleistet werden.“ Natürlich strömten die Klagen von allen Seiten herbei; Mancher, dem der Kaïd nie etwas genommen, schrie am lautesten, und die geschmähigsten Geldstrafen, die er erhob, wurden von denen, die sie zu tragen gehabt, als eben so viele Erpressungen dargestellt,

die nur der Tod oder zum allerwenigsten die Absehung sühnen könne. Kermisch ward ins Gefängniß geworfen, aus dem er aber bald zu entkommen wußte. Während sein Prozeß instruirt wurde, bewarb sich ein junger Mann aus Bona, ein ehemaliger Maurischer Gendarm, den weder seine Verdienste noch seine äußere Stellung zu besonderer Berücksichtigung empfahlen, um das Amt des abgesetzten Kermisch. Verkuchi (dies war sein Name) zeigte echte oder falsche Briefe von den Scheichs des Cough-Bezirks vor, die ihn zu ihrem Kaïd verlangten, und diese Zeugnisse verschafften ihm den Vorzug vor seinen Nebenbuhlern. Der General beauftragte ihn vorläufig mit der Einziehung des Korkor (der Grundsteuer) in jenem Bezirk, indem er sich vorbehielt, ihn nach erfolgreicher Beendigung dieser Mission definitiv anzustellen. Zugleich gab er ihm zu seinem Schutze eine Eskorte von fünfundzwanzig Spahis mit, die von einem Unter-Lieutenant, dem unglücklichen Alleaume, kommandirt wurden. Diese kleine Karavane ging in den ersten Tagen des Juni 1841 von Bona ab. Sie fand überall die Stämme bereit, die Steuer zu zahlen, und Herr Alleaume hatte schon eine ziemlich bedeutende Summe nach Bona geschickt, als das Detaschement auf das Gebiet der Beni M'hamed kam, des Stammes, dessen Scheich Si-Zerdub war und der erst vor kurzem von selbst dem General Lafontaine seine Unterwerfung angeboten hatte. Der Kaïd und Herr Alleaume konnten mit der Aufnahme, die ihnen in diesem Stamme wurde, ganz zufrieden seyn. Si-Zerdub lud den Offizier ein, die Nacht in seinem Gurbi zuzubringen, und Herr Alleaume, sich der Redlichkeit des Berbern anvertrauend, schlief ruhig neben seinem tödtlichsten Feinde, nachdem er mit ihm das Brod gebrochen und Auskaffu gegessen.

Am anderen Morgen mit Tagesanbruch verließ er die Wohnung des Kabylon und stieg mit seinen Leuten zu Pferde, um seine Runde durch die Gegend zu machen. Der Scheich bot sich ihm zum Begleiter an, und um Herrn Alleaume ganz sicher zu machen, legte er im Augenblick des Aufbruchs seine lange Pike vor den Augen Aller in die Hände eines seiner Diener, mit dem Befehl, sie in das Gurbi zurückzutragen. Mehrere von den Beni M'hameds folgten ihm eben so ohne Waffen, und das Detaschement verließ das Dorf unter der Führung des Kabylon-Chefs, der sich mit der scheinbar ruhigsten und wohlwollendsten Miene mit dem Offizier unterhielt. Man erreichte bald eine dacherah, die in einer engen Schlucht lag, welche links ein dichtes Gehölz und rechts ein jüngst erst angeschwollener Fluß begränzten. Hier stieg man ab, um die Steuer zu erheben, und Si-Zerdub fuhr fort, mit Herrn Alleaume zu plaudern; er hatte seit einigen Augenblicken seine Hand unter dem Burnus verborgen, und auf einmal zog er eine Pistole hervor, die er auf den Offizier abfeuerte, welcher sofort todt niederfiel. In demselben Moment wimmelte der Rand des Gehölzes von bewaffneten Kabylon, und eine Musketenladung streckte drei Spahis leblos nieder und verwundete einen vierten. Der Rest des Französischen Detaschements ergriff mit Einschluß des Kaïds die Flucht nach dem Strome zu und rettete sich schwimmend an das andere Ufer. Die meisten Pferde, das Gepäck und das zur Aufbewahrung des Tributs bestimmte Behältniß, das aber nur tausend Francs enthielt, blieben in den Händen der Berbern.

Als bald darauf eine starke Kolonne in das Gebirge geschickt wurde, um diese Verrätherie zu bestrafen, hatte sich der ganze Stamm, wie zu erwarten war, aus dem Staube gemacht. Seine Dörfer wurden verlassen gefunden, und die Kolonne mußte, nachdem sie die Aerndien, die Bienensstöcke und einige Lehmbütten angezündet, unverrichteter Sache nach Bona zurückkehren.

Zwei Monate darauf ließen sich die Beni M'hamed einen neuen Frevler zu Schulden kommen, der die Ueberzeugung gewährte, daß, so lange Zerdub an ihrer Spitze stiehe, keine Unterwerfung von ihnen zu erwarten sey. Verkuchi, dessen Benehmen bei dem oben erzählten Ereigniß sehr zweideutig erschienen war, wurde gleichwohl im folgenden August mit der Einsammlung des Achur (des Zehnten) in dem Bezirk seines Kaïdats von dem Oberst Senilbes, dem damaligen provisorischen Kommandanten von Bona, beauftragt. Dieser beging dabei die Unvorsichtigkeit, ihm nur eine Eskorte von zehn Spahis mitzugeben, glaubte aber jeder Gefahr vorzubeugen, indem er ihm empfahl, das Gebiet keines feindlichen oder zweifelhaften Stammes zu betreten. „Du wirst“, sagte er zu ihm, „Dich nur bei den uns befreundeten Vergbewohnern zeigen, und besonders wirst Du es vermeiden, den Ued-el-Kueb zu passiren. Das Letztere besonders ist wichtig. Hast Du meine Instruktionen verstanden?“ Der Kaïd nickte mit dem Kopfe. — „Wiederhole sie mir, um mich zu überzeugen, daß Du sie ganz begriffen hast.“ — „Ich werde“, wiederholte Verkuchi, „nur zu den befreundeten Kabylon gehen und den Ued-el-Kueb nicht passiren.“ — „Gut“, sagte der Oberst, ihn verab-

schiedend, Dein Kopf bürgt mir für die Ausführung meiner Befehle.“ Trotz dieser Drohung wagte es der Raïd dennoch, den bezeichneten Fluß zu überschreiten und in der gefährlichen Nähe der Beni-M'hamed des Nachts zu bivouakiren. Diese überfielen auch wirklich, kurz vor Tagesanbruch, Zerdub an ihrer Spitze, die Spahis und sandten ihnen eine Ladung, welche zwei Mann tödtete und drei verwundete. Beim ersten Flintengeräusch hatte sich Berkuchi erhoben und machte Miene, zu entfliehen, als einer der Spahis seine Flinten auf ihn richtete und ihn zwang, das Loos der Reiter, die er fast zum Tode geführt, zu theilen. Zum Glück eilten bald zwei benachbarte und befreundete Stämme, die Treats und die Beni-Allia's, durch das Echo der Schüsse von der Gefahr der Spahis unterrichtet, denselben zu Hülfe und retteten die Ueberlebenden, so daß diese mit dem Raïd die Nachricht hiervon nach Bona bringen konnten. Berkuchi ward natürlich sofort abgesetzt und, da man ihn des Einverständnisses mit den Beni-M'hameds verdächtigte, eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, die ihm beinahe den Kopf gekostet hätte; nur der Mangel an Beweisen rettete ihn.

Inzwischen war es dem Vorgänger Berkuchi's, dem Ex-Raïd Kermisch, gelungen, aus seinem Gefängnis zu entkommen und seinen Duar zu erreichen. Hier erwarteten ihn andere Gefahren. Si-Zerdub und seine Anhänger, die ihn anfangs einen schlechten Empfang bereiteten, weil er den Räuber Bel-Arbi getödtet, wollten ihn sodann zwingen, an dem Handreich, der Herr Alcaume das Leben kostete, Theil zu nehmen. Die Weigerung, die er diesem Verlangen entgegensetzte, zog ihm tausend Verfolgungen und öftere Todesdrohungen von Seiten des fanatischen Zerdub zu. Er verdankte seine Rettung der Verwendung des Stammes der Zerra, zu welchem er sich geflüchtet hatte, mußte aber den Blutpreis für Bel-Arbi zahlen, und die gierigen Forderungen der Familie des Letzteren ruinierten ihn völlig. Zugleich wurde er von der französischen Behörde verfolgt und die Stämme aufgefordert, ihn auszuliefern. Dieses Umstands bediente sich Zerdub, um überall im Namen des heiligen Aylrechts, das er selbst so sonderbar gegen den Flüchtling ausübte, den Aufstand zu predigen.

Bald brach derselbe auf allen Punkten des Gebirges aus. Eine unter dem General Randon dahin gesandte Expedition erreichte nur unvollkommen ihren doppelten Zweck, die Empörung durch die Austrottung der Beni-M'hameds zu ersticken und zugleich eine exemplarische Rache für die Ermordung Alcaume's zu nehmen. Doch verlor der strafbare Stamm sechzehn Mann und einen Theil seiner Heerden, Pferde, Zelte und Waffen. Unter den Todten waren drei nahe Verwandte Si-Zerdub's. Der Letztere war zu den Senebja's geflohen; von hier aus durchstreifte er das ganze Sahel, die Küste und selbst das Innere der Provinz, gab sich überall für den Gesandten Gottes aus, der ihm, wie er sagte, durch einen seiner Engel den Auftrag gegeben, die Gläubigen zum Dschihad zu rufen und die Ungläubigen zu vernichten. Er ließ seine enthusiastischen Predigten und seine Propheten-Sprache hinter einander bei den Ued-el-Hadj, den Beni-Salabs, den Beni-Saats, den Beni-Malbans, den Beni-Lufutis, den Labna's, den Medadja's und mehreren anderen Stämmen hören, von denen die meisten sich seiner Fahne angeschlossen. An der Spitze der Schaaren, die er von seiner höheren Sendung überzeugt, scheute er sich nicht, die Belagerung von Bona selbst zu unternehmen, und um den Muth seiner Leute anzufeuern, redete er ihnen ein, daß Budschia, Philippeville und Dschidscheli schon in den Händen der Kabylen wären, während wieder einer seiner Brüder, der Dschidscheli einschloß, den Seinigen weiß machte, Zerdub sey schon in Bona und habe alle Franzosen daselbst über die Klänge springen lassen. Derselben Kunstgriff bediente sich Zerdub später, um die Kabylen zum Angriff von Budschia und Philippeville fortzureißen. Natürlich mißlangen alle diese Angriffe, aber dies entmuthigte Zerdub nicht, und auch bei den Bergbewohnern that dies seinem Ansehen und dem heiligen Ruf, in welchem er stand, nicht den geringsten Eintrag. Ja sogar höchst unbedeutende Fehler von Seiten der Franzosen trugen noch dazu bei, ihn in den Augen der Stämme zu verherrlichen, so unter Anderem folgendes lächerliche Mißverständnis. Während Zerdub's Brüder unter den Mauern Dschidscheli's lagerten, brachte von seiner Seite ein Kabylo eine Botschaft an den Kommandanten des Platzes. Ein französischer General, der sich in der Stadt aufhielt und erst vor kurzem in Afrika angekommen war, fragte den Boten durch Vermittelung eines Dolmetschers über den Scheich der Beni-M'hamed aus, den er Sidi-Zerdub nannte. Als der Berber das erstmal diese Bezeichnung vernahm, glaubte er falsch gehört zu haben und sagte nicht anders als Si-Zerdub, wenn er in seinen Antworten den Häuptling zu nennen hatte. Als aber der General zu wiederholten Malen das Wort Sidi mit dem Namen des Scheich's verband, da malte sich ein tiefes Erstaunen in den Blicken des Boten. Er faltete die Hände und hob die Augen andächtig zum Himmel empor, als wollte er ihm für eine Gunst danken, die seine kühnsten Hoffnungen übertraf. Man muß nämlich wissen, daß Si und Sidi zwei sehr verschiedene Ausdrücke sind. Si ist so viel als sieur, Herr, während sidi dem französischen Monseigneur entspricht. Der französische General, der von diesen Nuancen nichts wußte, hatte ein Wort für das andere gebraucht und so, ohne es zu ahnen, dem Insurgenten-Häuptling eines der schmeichelhaftesten Komplimente gemacht. „Was für ein Mensch ist dieser Sidi-Zerdub!“ rief daher der Bote nach Beendigung der Audienz aus: „er muß durchaus ein großer Heiliger seyn, da der General selbst ihn als „seinen Herrn“ anerkennt!“ Und er ermangelte nicht, allen Arabern oder Berbern, denen er begegnete, diese wichtige Neuigkeit mitzutheilen und natürlich auch den erwähnten geistreichen Kommentar damit zu verbinden.

(Schluß folgt.)

Wir nehmen keinen Anstand, zu sagen, daß das Buch der Frau Fürstin von Belgiojoso seinen Zweck gänzlich verfehlt hat. Keine einzige Frage ist richtig gestellt und erledigt. Das christliche Dogma ist weder in seiner Wesenheit noch in seiner Einwirkung auf die Zeit richtig aufgefaßt. Hätte die Verfasserin sonst wohl über den h. Augustinus ein Urtheil fällen können wie folgendes: „Er war mehr seltsam als tief, mehr kalt als ernst, mehr redend als überzeugt, mehr unermüdet als stark.“ Haben wir richtig gelesen? Augustinus nicht tief, der glühende Afrikaner kalt? er, nicht überzeugt, dessen Bekehrung der Paulinischen an die Seite gesetzt wird? Zwischen den ersten Zeiten des Christenthums und der Neuzeit, zwischen dem orientalischen Geiste und dem Genius des Occidents steht Augustinus wie ein neuer Atlas, der die ganze christliche Welt stützt und trägt. Bis zu ihm reichen die Kirchenväter empor, und von ihm gehen die großen Männer aus, die in neuerer Zeit der Stolz des Christenthums waren, der h. Thomas, Luther, Calvin und Bossuet. Wir wissen nicht, ob die Verfasserin es sich vielleicht vorgenommen, einen der Kirchenväter ihrer Laune zum Opfer zu bringen, jedenfalls war diese Wahl unglücklich; es giebt historische Riefengestalten, gegen die sich keine Hand aufheben darf, nicht einmal eine weibliche. Dagegen erfreut sich ein Kegerhaupt der besonderen Gunst unserer Autorin: Nestorius; sie sagt, nachdem sie alle Quellen studirt habe, die uns über die Lehre des Nestorius aufbewahrt sind, habe sie nicht einsehen können, inwiefern dieselbe wesentlich von dem katholischen Dogma abweiche! Die Verbindung des Göttlichen und Menschlichen in Christus war in den ersten christlichen Jahrhunderten der Gegenstand unaufhörlicher Erklärungen und Irrlehren. Die meisten Köpfe beschäftigten sich damit, für dieses göttliche Geheimniß eine rationelle Deutung zu suchen. Arius hatte die Vereinigung des Wortes mit der Menschennatur anerkannt, aber er leugnete die Einheit desselben mit dem Vater. Apollinarus sagte, der Sohn sey Eins mit dem Vater, aber als er auf Erden erschienen, habe er sich mit dem menschlichen Körper verbunden, ohne eine menschliche Seele zu besitzen; diese sey auch überflüssig gewesen, weil statt ihrer das Wort diente. Um Apollinarus zu bekämpfen, erfand man eine andere Version; Viele behaupteten, daß Christus allerdings eine menschliche Seele gehabt, aber sie unterschieden dieselbe vom Wort (Logos). Nach ihnen lebte das Wort im Körper, wie in einem Tempel, mit der menschlichen Seele in einer Vereinigung, die weder völliges Einsseyn noch Vermischung war. Nestorius war der berühmteste unter den Vertretern dieser Lehre, deren Folgen sehr erheblich waren, denn wenn man die persönliche Vereinigung des Wortes mit der Menschennatur leugnete, so gelangte man zu dem Schluß, daß die Jungfrau nicht die Mutter Gottes, sondern nur die Mutter von Christus sey. Nestorius scheute sich nicht, denjenigen, welche nicht wie er dachten, den Vorwurf zu machen, sie fielen in die Thorheit der Heiden zurück, die ihren Göttern Mütter gegeben. Zwischen ihm und dem h. Cyrillus entstand ein heißer Kampf, und nach vielen Verfolgungen starb Nestorius in Theben, ohne widerrufen zu haben. Wir müssen also die geehrte Verfasserin ersuchen, ihre Studien über den Nestorianismus wieder aufzunehmen oder orthodoxe Katholiken darüber zu befragen; sie werden ihr ohne Zweifel sagen, daß Nestorius den wesentlichsten Theil des Dogma's geleugnet hat, auf dessen Geschichtsschreibung sie Ansprüche macht. Sie erklärt außerdem, daß sie ihre Meinungen streng innerhalb der Grenzen halte, die von der Kirche eingesetzt sind, daß sie dieselben jedoch keinesweges den Hindernissen unterordnen würde, welche die Kirche jetzt ihr noch in den Weg legen könnte. Wir glauben nun zwar nicht, daß man ein Konzilium versammeln wird, um die Lehrlänge der Verfasserin zu prüfen, aber wir zweifeln, daß eifrige Katholiken sich an ihrem Buche erbauen werden. Bei aller Unterwürfigkeit unter die Bestimmungen der Kirche zeigt sich doch darin eine seltsame Hinneigung zum Zweifel. Man merkt, daß die Verfasserin die Streitfragen der verschiedensten Meinungen hat abhandeln hören; sie hat sich nach einander mit Theologen, Philosophen und Historikern unterhalten. Auf diese Art hat sie allerdings positive Kenntnisse erzwungen, aber diese widerstreitenden Einflüsse haben ihrer Gedankrichtung die Unentschlossenheit gegeben, welche immer das Denken unfruchtbar macht; in den Untersuchungen zeigt sich eine schwankende Kritik, die gleichsam mit der Orthodoxie schmollt, ohne den Muth zur Unabhängigkeit der Philosophie zu haben. Deshalb findet man in diesem Werke über die Entstehung des katholischen Dogma's weder den Eifer des Glaubens, noch Resultate des Wissens, und die Philosophen werden es eben so unbefriedigend finden als die Gläubigen.

Dennoch hat das Buch seine Verdienste; es bleibt merkwürdig, daß eine Frau sich die Mühe gegeben hat, so viele Geschichtsquellen zu lesen, zu untersuchen oder Auszüge daraus machen zu lassen. Der Styl der Biographien und Notizen, aus denen dieser Versuch über das katholische Dogma besteht, ist korrekt, elegant und zuweilen so klar und bestimmt, daß er sich zur Höhe eines ernsten historischen Werkes erhebt. Besonders sind die Ereignisse und politischen Thatfachen mit fester Hand gezeichnet; dennoch können wir nicht umhin, auch hierin auf wunderliche Irrthümer aufmerksam zu machen, besonders da, wo die Verfasserin über das Römische Recht ein Urtheil fällt. Es ist dies nur ein neuer Beweis, wie selbst für eine unterrichtete Frau die Gelehrsamkeit noch Klippen genug darbietet, um daran zu scheitern.

Das zweite Werk, Studien über die Ideen und ihren Zusammenfluß im Schoße des Katholizismus, von der Vicomtesse de

Lüdre, bildet einen völligen Gegensatz zum obigen. Die Fürstin Belgiojoso verlor sich in Analysen, die Vicomtesse Lüdre sucht nach Synthesen. Diese Dame geht von dem Grundsatz aus, daß die Ideen, welche sich zu widersprechen scheinen, alle gleichartig oder vermittelnd sind, und erklärt, daß der Katholizismus, in dem sie sich sämmtlich konzentriren, die eigentliche Wahrheit sey. Mit anderen Worten liegt für sie Alles in Allem; Unterschiede existiren nicht in ihren Augen, es giebt nur Analogieen, welche die Gleichförmigkeit der Wahrheit in allen Religionen und allen Systemen ausdrücken. Frau von Lüdre nennt sich gleichfalls eine gehorsame Tochter der Kirche, für deren Ruhm zu arbeiten sie sich aufrichtig bestrebt. Aber es ist in ihrem Geist eine seltsame Verwirrung der katholischen Grundsätze mit einigen übelverstandenen Ideen der neuen Philosophie entstanden, und aus dieser Verwirrung erhebt sich eine Lobpreisung der christlichen Religion, wie sie die Ungläubigen mehr als einmal zum Lächeln zwingen wird.

Ja, die Gleichförmigkeit der Ideen durch alle Zeiten ist wahr, und sie ist die Basis der jetzigen Philosophie, sowohl in Deutschland als in Frankreich. Aber unter der Bedingung nur läßt sie sich anwenden, daß man den Menschengott als Schöpfungsgrund der Religionen anerkennt. Für den Philosophen besteht die Verschiedenheit nur in der Entwicklung, er erkennt die Gleichförmigkeit der Gedanken und menschlichen Gefühle unter den veränderten Formen und Gestalten. Auch wird er für das Christenthum eine tiefe Verehrung hegen, weil er in ihm in größerem Maßstabe eine schon bekannte Weisheit wiederfindet. Aber so natürlich auch diese Anschauungsweise bei den Philosophen ist, so wenig geeignet ist sie, den Apologeten des Katholizismus zum Grundstein zu dienen. Die Verfasserin hat nicht bemerkt, daß sie in ihrem Eifer, alle Meinungen zu vereinigen, die Eigenthümlichkeit des Christenthums vernichtet: wenn man ihr Buch gelesen hat, glaubt man viel weniger an die Nothwendigkeit der Offenbarung. In der That, sie schildert uns die Welt schon christlich vor der Menschwerdung Jesu. Plato hat schon, wenn wir der Frau von Lüdre glauben dürfen, ganz aus katholischem Gesichtspunkte geschrieben, und Cato, sagt sie, bedurfte nur des Namens, um Christ zu seyn, er besaß evangelische Tugenden. Nun wahrlich, wenn Cato Christ war, so darf man an Niemanden mehr verzweifeln; es scheint indessen, als wenn dieser stolze Heide, der sich durch einen freiwilligen Tod der Gnade Cäsar's entzog, jene Tugend nicht besessen hat, die das Christenthum sich rühmt der Welt geschenkt zu haben: die Demuth. Die Verfasserin geht zu weit in ihrem frommen Eifer; indem sie überall das Christenthum sehen will, macht sie es zur Null. Wenn sie zu beweisen sucht, daß die heilige Schrift, der heilige Augustinus, Fenelon mit den Grundideen der Beda's, mit Lao-Tseu, mit Sokrates, mit Plato und Zoroaster übereinstimmen, so fragt man sich, wo alsdann das Ursprüngliche, die göttliche Eigenthümlichkeit des christlichen Wortes bleibt?

Frau von Lüdre hat viel gelesen; sie hat den größten Theil ihres Werkes mit Auszügen ihrer Lektüre gefüllt und dazwischen Auseinandersetzungen eingestreut, denen man überall die Weitläufigkeit und Zerfahrenheit einer Unterhaltung anmerkt. Alles, was die Verfasserin gelernt, gesagt und gehört hat, von den verschiedenartigsten Gegenständen, liegt in diesen zwei Bänden bunt durch einander gehäuft: Geschichte, Religion, Philosophie, Literatur und Musik werden benutzt. So hören wir denn, daß Donizetti, dessen Genie nicht so groß als Mozart's ist (wirklich !!), vielleicht mehr die Gabe hat, zum Herzen zu sprechen. Daß Goethe ein sehr großer Mann seyn würde, wenn ihm der Haust gehörte, aber Haust sey eine Schöpfung des Volksgeistes. Daß Voltaire unfruchtbar gewesen. Daß Cicero's Styl ohne Ordnung und Glanz sey! Vergleichen in einem Salon auszusprechen, ist schon sehr unklug; — aber es zu schreiben!! — Dessenungeachtet bezeugen diese Studien viel Beweglichkeit des Geistes und besonders einen echten Schwung der Seele. Die Absichten der Verfasserin sind zudem sehr ehrenwerth: sie will die Denker in den Schöß des Katholizismus ziehen, und zu diesem Zwecke hat sie eine Art Konkordat gestiftet, das von der Kirche und von der Philosophie angenommen werden könnte. Indessen sind dies zwei Mächte, welche schwerlich die Verträge ratifiziren, die man in ihrem Namen glaubt machen zu können; und diesmal könnte sich auch gegen die Befähigung der Unterhändler ein gerechtes Mißtrauen erheben. Wir haben hier zwei geistvolle Frauen gesehen, die sich unüberlegterweise der schwierigsten Fragen bemächtigten und häufig das Gegenheil von dem erreichten, was sie wollten: ein neues Beispiel, mit welchen Gefahren die Frauen auf einer philosophischen Laufbahn zu kämpfen haben.

In der Wahl einer literarischen Beschäftigung können die Frauen nicht vorfichtig und eitel genug seyn. Die Natur hat ihnen einen schönen Theil geschenkt; die Kenntniß des menschlichen Herzens, das Studium der Leidenschaften, die Beobachtungen der Sitten, die Poesie, besonders jene, welche aus der Liebe entsteht, sind das nicht Uebungen genug, die wir ihnen überlassen müssen, da sie sich besser darauf verstehen als wir? In den Materien der Wissenschaft Originalität zu erringen, ist für die Frauen fast unmöglich; Alles, was sie thun können, besteht darin, die Ideen zu begreifen und darzustellen, die Andere erdacht haben, und selbst dies wird ihnen noch oft misslingen. Wenn sie über Philosophie und Politik schreiben, so verfallen sie in Uebersetzungen, die ihre Schwäche verrathen. Sie irren sich in der Natur der Prinzipien, sie misachten den Werth und verwechseln die Beziehungen derselben, und endlich glauben sie etwas Neues zu sagen, wenn sie abgedroschene Sätze mit rednerischem Style erklären.

Zudem berufen unsere Zeiten keinesweges die Frauen zu den Gefahren eines solchen Schiffsbruchs. Wir leben nicht mehr in den Tagen der Barbarei; wir stehen nicht mehr in der Epoche der Wiedergeburt, in der die Frauen sich bei dem Erwachen des menschlichen Geistes betheiligten und den Männern

die Palme der Wissenschaft streitig machten. Im Mittelalter sind die Frauen Doktoren der Rechte und Professoren der Physik gewesen, viele verstanden Griechisch und Hebräisch. Damals war dies keinesweges lächerlich: der Menschengott bedurfte aller seiner Kräfte, es konnte nicht zu viele Arbeiter geben. Aber andere Zeiten, andere Sorgen. Nachdem die geistige Kultur Europa's einen soliden Standpunkt erlangt hat, ist es Zeit, daß die Frauen sich der Wissenschaften enthalten und sich nur in Sachen des Herzens und der Phantasie thätig beweisen. Schon Molière hat dies vortrefflich aufgefaßt, als er seine „gelehrten Frauen“ schrieb; er fand es lächerlich, daß die Frauen sich in der Philosophie, Physik und Geometrie auszeichnen wollten, während Descartes, Pascal und Fermat die Natur der Menschen und die Geseze der Welt studirten. Molière war dreist in seinen Angriffen, weil sie sicher waren, und er wußte, daß, wenn er die gelehrten Damen angriff, er alle geistreiche und liebenswürdige Frauen auf seiner Seite haben würde. — Im Uebrigen sind die Umstände gerade jetzt auch keinesweges der Art, um die Mitwirkung der Frauen in philosophischen Materien wünschenswerth zu finden; denn es hat allen Anschein, als sollte der Kampf zwischen der Philosophie und der Kirche wieder beginnen. Und doch ist es schwer zu begreifen, welchen Vortheil die Kirche erwartet von den hervorzurufenden Feindseligkeiten; sie erhält Alles, was sie fordert, die Regierung ehrt sie und schmeichelt ihr; überall ist eine größere Hinnneigung zu den Uebungen der Religion ersichtlich. Was bleibt der Kirche noch zu wünschen übrig? eigentlich nichts — dennoch aber eine Kleinigkeit, nämlich die Vernichtung der Philosophie. Welches Verlangen, im Vaterlande von Descartes und Voltaire, in Frankreich, die Souverainetät des Gedankens zu vertilgen! Wenn die Kirche darüber nachdenkt, wird sie einsehen, daß ihre Macht mehr durch den Frieden als durch den Krieg befestigt wird, denn die Philosophie besigt in Frankreich ein eben so unbestreitbares Bürgerrecht als die Religion . . .

Wir glauben unseren Lesern einen Gefallen gethan zu haben mit diesem Auszuge, weil darin Punkte berührt werden, die auch bei uns jetzt zu den Angelpunkten des äußeren wie inneren Interesses gehören: die Berechtigungen und Ansprüche der Philosophie, der Religion einerseits — und der Frauenschriftstellerei andererseits, welche letztere hier mit scharfen, wenn auch ritterlich gehandhabten Waffen angegriffen wird. Man wird dem Verfasser das Verdienst nicht absprechen können, diese so disparaten Gegenstände mit gleicher Geschicklichkeit besprochen zu haben.

J. Fr. v. P.

Nord-Amerika.

Eine Amerikanische Eisenbahn.

Nach Dickens' American Notes.

Auf dem Wege von Boston nach Lowell machte ich zuerst Bekanntschaft mit einer Amerikanischen Eisenbahn. Da die Eisenbahnen durch die sämmtlichen Staaten fast ganz gleich sind, so wird es leicht, eine allgemeine Charakteristik von ihnen zu geben.

Es existiren nicht, wie bei uns, Wagen erster und zweiter Klasse, sondern Herren- und Damen-Wagen; der Hauptunterschied zwischen beiden ist, daß in den ersten Jedermann raucht, in den letzten Niemand. Da ein Schwarzer niemals mit einem Weißen zusammen reist, giebt es auch einen besonderen Wagen für die Neger, d. i. ein großer ungefalteter Kasten, wie der, in welchem Gulliver von dem Königreiche Brobdignag aus in See stach. Da giebt es immer viel Schaukeln und Lärmen, eine große Menge Wand und wenig Fenster, voran die Lokomotiv-Maschine, einen durchdringenden Schrei und eine Glocke.

Die Wagen gleichen dürftigen Omnibussen, sind aber größer und fassen 30, 40, 50 Personen. Die Sitze, statt von einem Ende zum anderen zu gehen, sind der Quere nach gestellt; jeder hält zwei Personen. Eine lange Reihe läuft an jeder Seite der Karawane, ein schmaler Durchgang in der Mitte, und eine Thür befindet sich an beiden Enden. In dem Mittelpunkte des Wagens findet sich gewöhnlich ein Ofen, der mit Kohlen geheizt wird und meist glühend heiß ist. Es wird dadurch unerträglich beklemmt, und die heiße Luft stühet stets zwischen uns und den Gegenständen, nach denen wir eben blicken, wie der Geist des Rauches.

In den Damen-Wagen sind eine große Menge Herren, die Damen bei sich haben; eben so eine große Menge Damen ohne alle Begleitung. Denn jede Dame darf hier allein reisen, von einem Ende der Vereinigten Staaten zu dem anderen, und überall stets der artigsten und höflichsten Begegnung gewiß seyn. Der Conductor, oder Billet-Einnehmer, oder Wächter, oder was er sonst seyn mag, trägt keine Uniform. Er geht in dem Wagen auf und nieder und ein und aus, wie's ihm beliebt; lehnt sich, die Hand in der Tasche, gegen die Thür und stiert dich an, wenn du etwa ein Fremder bist, oder läßt sich in ein Gespräch mit den nächsten Passagieren ein. Eine große Menge Zeitungen werden herbeigebracht, aber wenige davon gelesen. Jedermann redet dich oder wen es ihm beliebt an. Bist du ein Engländer, so vermuthet er, daß diese Eisenbahn einer Englischen ziemlich gleich sey. Sagst du: Nein, so sagt er: Ja? (frageweise) und fragt, in welcher Hinsicht sie sich unterscheiden. Du zählst ihm nun die Hauptunterschiede, einen nach dem anderen, her, und er sagt: Ja? in derselben fragenden Weise zu jedem. Dann vermuthet er, daß man in England nicht schneller reise, und versichert man ihm das, so sagt er wieder, immer fragend: Ja? und wenn er endlich Alles weiß, so glaubt er's nicht. Nach einer langen Pause be-

merkt er, theils zu dir, theils zu dem Knopfe auf seinem Stocke, daß Yankee's für rasch fortschreitende Leute gelten: und wenn du dann dazu: Ja, sagst, so sagt er wieder: Ja! (diesmal affirmative); und wenn du aus dem Fenster siehst, so erzählt er dir, daß hinter jenem Berge und etwa drei Meilen von der nächsten Station eine bedeutende Stadt in herrlicher Lage sich befindet, wo du verweilen wirst, wie er vermuthet. Deine verneinende Antwort leitet dann natürlicher Weise zu mehr Fragen, betreffend deinen beabsichtigten Weg; und wohin du auch gehen magst, immer wirst du auf dieselbe Weise hören müssen, daß dahin nicht ohne ungeheure Schwierigkeit und Gefahr zu gelangen und daß alles Sehenswerthe anderswo zu suchen sey.

Wenn eine Dame etwa Lust bekommt zu dem Siege irgend eines männlichen Passagiers, so deutet der sie begleitende Herr ihm solches kurz an, und er räumt ihr augenblicklich seinen Platz mit größter Artigkeit ein. Politik, Banken und Baumwolle bilden meist den Gegenstand der Unterhaltung. Besonnene und ruhige Leute vermeiden es, das Gespräch auf die Präsidentschaft zu bringen, denn in 3½ Jahren wird eine neue Wahl seyn, und — sobald die Bitterkeit der letzten Wahl vorüber ist, beginnt die Bitterkeit und Parteinahme für die nächste: das ist ein unaussprechliches Behagen für alle eifrigen Politiker und aufrichtigen Freunde des Vaterlandes, das heißt für immer 99 Männer und Knaben von je 99½.

Ausgenommen, wo sich eine Seitenbahn mit der Hauptlinie vereinigt, findet man sehr selten mehr als ein Gleis, daher denn der Weg sehr schmal ist und die Aussicht, besonders bei Einschnitten, sehr beschränkt. Wo kein Einschnitt, ist der Charakter der Umgegend immer derselbe. Eine Meile nach der anderen verkrüppelte Bäume, einige niedergebauten mit der Art, andere vom Winde niedergeworfen und andere halbgefallene gegen die Nachbarbäume gelehnt, manche bloße Stümpfe, versteckt in dem wässrigen Grunde, andere zu schwammigen Stücken hinweggefällt. Der Erdboden selbst besteht aus lauter Fragmenten dieser Art; jeder kleine Fleck stehenden Wassers hat seine Kruste von verfaulten Vegetation; an jeder Seite die Zweige, Stämme und Stümpfe der Bäume, in allen möglichen Stadien des Verfalls und der Vernachlässigung. — Hier hebt man sich für wenige kurze Minuten zu einer offenen Landschaft empor, die mit hellen Flüssen und Wässern glänzt, so breit wie mancher Englische Fluß, aber hier gelten sie für so klein, daß sie kaum einen Namen haben; hier sucht man einen flüchtigen Blick zu gewinnen von einer fernen Stadt mit ihren weißen reinen Häusern, den kühlen Piazzas, der zierlichen neuen Kirche und dem Schulhause, — aber im Nu, fast noch ehe man es gesehen, wieder dieselbe dunkle Enge, die kümmerlichen Bäume, Stümpfe, stehenden Wasser, — dem Vorigen so ähnlich, daß man glauben möchte, durch Zauberei wieder zurück versetzt zu seyn.

Der Zug hält bei Stationen im Walde an; so unmöglich es ist, daß irgend Jemand einen Grund haben könnte, auszustiegen, so wenig Aussicht ist, daß irgend Jemand hier seyn könnte, einzusteigen. Da ist kein Schlagbaum, kein Polizist, kein Signal, — nichts als ein roher Holzbogen, an dem gemalt ist: „Wenn die Glocke läutet, so kommt die Lokomotive!“ Hals über Kopf wirbelt es fort, fort durch das Holz, und taucht in dem Lichte hervor, rauscht hinweg über zerbrechliche Bogen, auf dem schweren Boden, schießt unter eine Holzbrücke, die für eine Sekunde, wie ein Flügel, das Licht nimmt, ruft plötzlich alle die schlummernden Echo's in der Hauptstraße einer großen Stadt wach und brauset auf gut Glück in haldbrechender Konfusion mitten durch die Straße herunter. Da — Handwerker arbeiten in ihrem Geschäfte, das Volk lehnt sich aus Thür und Fenster, die Knaben lassen Drachen fliegen und spielen mit Marmelsteinen, die Männer schmauchen, die Weiber schwagen, die Kinder kriechen, die Schweine wühlen, und ungezähmte Pferde bäumen sich und laufen fort, ganz nahe der Eisenbahn, da — zerrt der wüthende Drachen von Maschine seinen Wagenzug mit sich fort, in allen Richtungen Schauer brennender Funken von dem Holzfeuer austreuernd, schreiend, zischend, gellend, zitternd, bis das durstige Ungeheuer zuletzt unter einem bedeckten Wege, zu trinken, Halt macht, das Volk sich schaarenweise darum versammelt und der Passagier Zeit hat, wieder aufzuathmen.

Mannigfaltiges.

— England, Irland und Frankreich. Wir theilen hier vorläufig noch eine kurze Bemerkung aus dem in unserm vorletzten Blatte erwähnten neuesten Werke E. M. Arndt's: „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“ mit. Es betrifft diese Bemerkung den neuerdings zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Hader — der jedoch einstweilen ein diplomatischer geblieben — und die von Manchen vorausgesetzte Möglichkeit, daß das katholische Irland einmal wieder — wie es bereits zur Zeit Napoleon's versucht wurde — mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen und dergestalt zum Untergange Englands beitragen würde. Arndt sagt: „Es ist möglich, ja es ist wahrscheinlich, daß England und Frankreich noch einmal, wie früher, auf Tod und Leben mit einander ringen werden. Dann, so sagt man uns, wird Irland Frankreich zufallen und eine eigene Unabhängigkeit erkämpfen. Was ist nicht Alles möglich? aber wahrscheinlich ist auch dies nicht. Erstlich die Engländer sind auf dem Wege, diese Ungerechtigkeiten und Unbills der früheren Jahrhunderte, wodurch sie Irland beschädigt

und erzürnt haben, gut zu machen, und Manches wird dadurch allmählig verlohnt werden, obgleich die großen Unterschiede und Abneigungen der Völker nimmer ganz verwischt werden können; zweitens — und das ist der entscheidende Hauptpunkt — der Irländer ist kein Mensch eigener Selbstständigkeit, er kann aus sich nichts machen, ihm fehlt die Seemannslust und der Seemannsmuth, und ohne diese ist keine Irländische Unabhängigkeit möglich; denn wer Inseln bewohnt und nicht aufs Wasser will, wie mag der Herr seyn? Schlägt man nun auch Frankreich noch so hoch an und die Macht, welche es in dem nächsten Menschenalter möglicherweise entwickeln kann, so darf man doch nicht vergessen, was England, was Englands Stolz und Seemannsmuth ist, und mit welcher gewaltigen Kraft der Leoparde, selbst wenn alle Indien und Australien ihm schon verloren wären, unter den Segeln und Wimpeln seines herrlichen Heimatländes sich erheben und seine blutigen Klauen selbst in der Verzweiflung ausstrecken und in den Wälschen Feind hauen würde. Und glaubt ihr an die Möglichkeit, daß das stolze Lied Rule Britannia, rule the waves! durch diesen Wälschen Feind jemals zum Verstummen gebracht werden wird? Ich glaub' es nicht. — Daß ich es noch einmal sage: die Messung der Größe und Macht eines Staates ist etwas Bezügliches. England, auf sich allein zurückgeworfen, bleibt doch ein sehr mächtiges-gewaltiges Volk, gegen welches die halbe Welt vergebens stürmen würde. Man höre: 20 bis 25 Millionen Einwohner, selbst wenn einige Fabrikantenmillionen aussterben müßten, herrliche Küsten, Häfen, Flotten, Handel, und Schifffahrt — denn die Welt schloße sich ihnen noch nicht zu, selbst nach dem Verlust aller Kolonien und unterworfenen Länder — vorzüglichster Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Fischfang, Eisen, Stahl, Salz, Steinkohlen, alle ersten trefflichsten Bedürfnisse des Lebens und der bürgerlichen Gewerbe, in unerhöplicher Menge, und dazu des Volkes Tüchtigkeit, Ernst und Tapferkeit — und man spricht und weissagt vom dem Untergang eines solchen Landes? Ich sage nur wieder: Man hat politische Vorurtheile und falsche Theorien in Legionenzahl. Wie stünde es nach solchen Ansichten und Urtheilen mit uns Deutschen, die wir kein einziges Kriegsschiff, keinen beschirmten Handel haben, keine einzige Kolonie, die wir durch unsere Fabriken und Arbeiten vom Auslande nicht mehr bekommen, als wir von seinen Fabrikaten und Erzeugnissen nehmen, wie stünde es mit uns, wenn z. B. der Osten und Westen gegen uns zusammenlaufen wollten, wenn Rußland und Frankreich uns zugleich auf den Leib marschirten? Würdet ihr den nicht für einen feigen, nichtswürdigen Deutschen halten, der, falls wir einig blieben, einen Augenblick verzweifeln könnte, einen Augenblick glauben könnte, daß 35 Millionen Seelen erobert und unterjocht werden könnten? Also: Old England for ever! Es wird aber, und es arbeitet seit einem Vierteljahrhundert daran, es wird ein neues England werden nach dem Weiser, welcher dem Zeitalter voranfliegt.“

— Wie man in Amerika die Mäßigkeits-Gesetze umgeht. In einigen östlichen Staaten Nord-Amerika's unterliegt bekanntlich der Verkauf spirituöser Getränke großen Einschränkungen; der Kleinhandel darin ist gänzlich verboten, und alle Schenken haben demzufolge geschlossen werden müssen. Daß aber durstige Seelen doch noch Mittel finden, sich an der verführerischen Flüssigkeit gütlich zu thun, beweist unter Anderm nachstehende, aus dem Boston Emancipator entlehnte Anekdote, die von einem Augenzeugen erzählt wird: „Ist die Cap-Anner Diligence schon herein?“ fragten zwei Gentlemen den Kellner eines Gasthofs zu Portsmouth. — „Ja, meine Herren!“ war die Antwort. — „Zwei Rückfisse inwendig“, sagte einer der beiden Herren, worauf sie sich in ein Nebenzimmer begaben. Einen Augenblick nachher trat ein dritter Gentleman in die Birthstube. „Ist die Cap-Anner Diligence herein?“ fragte er, bestellte auf die bejahende Antwort einen Rückfiss inwendig und ging in das Nebenzimmer. Auf diese Art meldeten sich mehrere Personen, von denen einige Rückfisse, andere Vorderfisse inwendig nahmen und ein einziger einen Außenfiss verlangte. Ich bemerkte gegen den Kellner, daß die Cap-Anner Straße sehr frequentirt scheine; es wunderte mich jedoch, daß man die Diligence der Eisenbahn vorziehe; auch konnte ich nicht begreifen, wie es so viele Rückfisse im Innern der Diligence geben könne. Der Kellner sah mich verstohlen an, legte den Finger an die Nase und winkte. Wenn ich schon vorher einigen Verdacht geschöpft hatte, so wurde ich durch dieses Manöver noch mehr darin bestärkt und hing deshalb an, den Kellner auszufragen. Er nahm eine schlaue Miene an und wich zuerst meinen Erkundigungen aus, sagte aber endlich: „Das Geheimniß ist Ihnen also nicht bekannt?“ — „Rein!“ erwiderte ich, „ich bin aber sehr neugierig, es kennen zu lernen.“ Ein Gentleman, der eben hereintrat und den Schluß unseres Gesprächs gehört hatte, näherte sich mir jetzt mit den Worten: „Sie sollen das Geheimniß erfahren, aber zuerst müssen Sie einen Platz in der Diligence nehmen.“ — „Sehr gut!“ gab ich zur Antwort. Er ging an das Büffet und fragte mich, welchen Sitz ich zu haben wünsche; ich entgegnete, da mir das Innere der Diligence ganz voll zu seyn scheine, so würde ich lieber einen Außenfiss nehmen. Er führte mich hierauf ins Nebenzimmer, wo wir mehrere mit Trinkern besetzte Tische fanden: man brachte mir ein Glas Limonade und meinem Gefährten ein Glas Cognac und Wasser. Jetzt war zu meinem Erstaunen das Räthsel gelöst; die Rückfisse bedeuteten eben so viele Gläser Cognac und Wasser, die Vorderfisse Genever und Zucker, und die beiden Außenfisse, wovon ich einen erwählt hatte, waren zwei Gläser Limonade. Als aber die Anhänger des Kalt-Wasser-Systems hinter diese Schliche kamen, wurde dem Reifen nach Cap-Ann ein Ende gemacht.“